Gestohlen.

Skizze aus einem Kinderleben von Lucie Heim.

Da standen sie sich beide gegenüber und sahen einander erstaunt an, die Repräsentanten zweier verschiedener Welten, sie, das achtjährige, verzogene Töchterlein des Künstlers aus dem Vorderhause, er, der sechsjährige Sohn der Tagelöhnerin, die mit stumpf gewordener Seele Noth, Entbehrung und Arbeitslast trug. Sie im weißen Spitzenkleid mit Sonnenschirm und Federhut, zum Nachmittagsausgang gerüstet, er mit dem unsauberen, geflickten Kittel, mit der bestaubten Lederschürze, barfuß, mit schmutzigen Händen, die deutliche Spuren in seinem Gesicht hinterlassen hatten.

In ihren Augen lag Neugier und Angst vor seinen schmutzigen Fingern, in den seinen Erstaunen und Bewundern.

„Was machst du denn hier?"

„Ick spiele!"

„Wie heißt du denn?"

„Paule!"

„Darf ich dir zusehen? Mein Fräulein und ich wollten eben ausgehen. Da traf Fräulein ihren Freund von 3 Treppen, und nun erzählen sie sich was. Es war mir zu langweilig, da bin ich hier durchgegangen" — sie zeigte nach dem ersten Hof. — „Wohnt Ihr hier hinten?"

„Ja, da drüben im Keller. Ach, jetzt weeß ick, du bist die von vorn zwee Treppen, da hab' ich schon manchmal die Zeitung ruffjedragen."

„Ich heiße Hertha. Wo ist denn deine Mama?"

„Ick hab keene!"

„O, ist deine Mutter todt?"

„Nee, meine Mutter wird jleich von de Arbeet kommen, und deshalb wollte ick man eben schnell noch meine Dampfmaschine fertig machen."

„Aber dann hast du doch eine Mama!"

„Nee, ick hab' keene Mama, ick hab' ne Mutter" Er machte ein sehr energisches Gesicht, und sie lächelte überlegen.

„Ach so. Das wird eine Dampfmaschine?"

„Ja." Er nickte eifrig. „Hier um die Ecke auf dem Bau hab' ick sie jesehen. Wenn der große Deckel runterfällt, dann macht es immer: Scht! Scht! Und nun kuck: das is der Wagen mit die Räder, und hier, det nennen sie Flaschenzug, und wenn ick ziehe, denn jeht der Deckel hoch, und siehste, denn klappt et, un denn mach ick: Scht, Scht, Scht, und denn is meine Maschine fertig."

„Bist du komisch", sagte Hertha; sie konnte sich in seiner Phantasiewelt nicht zurechtfinden, sie konnte nur begreifen, was ihre Augen sahen. „Ich seh' bloß eine Kiste mit einem Loch, das Geräusch machst du doch selbst!"

„Na, du mußt dir eben denken, die Maschine macht es. Wo soll ick denn den Dampf herkriegen. Det scheinste nich zu verstehen."

Er war aufgestanden, räumte seine Sachen zusammen und verschwand tiefgekränkt in der Kellerthür.

„Kommst du nicht wieder?"

"Nee!" klang es von innen.

Sie ging ein paarmal hin und her und besah sich den Hof.

Da standen Wagen und Kisten; Flaschen und Holz waren aufgestapelt, Strohbündel lagen umher. Graue Mauerriesen grenzten den Hof ein, über die vom Nachbargrundstück zwei hohe, schwarze, fauchende Schornsteine sahen. Als sie sich umwandte, stand Paul wieder in der Kellerthür.

„Ich habe eine Dampfmaschine, die pustet, ohne daß ich dabei helfe. Komm mit herauf zu mir, ich zeig' sie dir!"

„Nee!" sagte er mürrisch.

„Sie geht von ganz allein, es ist eine Lokomotive. Ich habe einen ganzen Bahnhof."

Der Versucher siegte über seine beleidigte Kinderseele.

„Na, denn werd' ick mitkommen."

„Geh erst an den Brunnen und wasch dir deine Hände!"

Ja, er war wirklich zu schmutzig für das Vorderhaus, das sah er ein. Aber er wusch nicht nur die Hände, sondern auch die Lederschürze und sein Gesicht. Die Folge davon war, daß er noch schlimmer aussah als zuvor.

Sie stand neben dem Brunnen, hatte ihr Kleid zusammengerafft und reichte ihm, auf den Zehenspitzen sich die trocknen Steine aussuchend, ihr Taschentuch zum Abtrocknen.

Sie waren jetzt ganz vertraut miteinander und gingen über die beiden Höfe. Vorn neben der Portierloge stand noch das Fräulein in eifrigem Gespräch. Sie merkte nicht, daß die beiden emporstiegen. Oben stand die Thür auf, denn Klara, das Stubenmädchen, ließ gerade einen Herrn in das Empfangszimmer.

„Das riecht ordentlich vornehm", dachte Paule und folgte der Voranschreitenden. Ach, die weichen Decken. da wurden doch wenigstens seine Füße trocken, es war so angenehm, ordentlich fest aufzutreten!

Himmel, und was da alles stand! Ein sprechender Vogel saß in einem goldenen Käfig, und da neben dem Fenster war eine richtige Rosenlaube.

Und dann kamen sie durch das Speisezimmer. Da stand eine große Schale mit Kuchen. Ach, und sein Magen knurrte so sehr!

Jetzt durchschritten sie einen langen Gang, und Hertha öffnete eine Thür mit den Worten: „Das ist mein Spielzimmer!"

Ein Märchenreich schien ihn zu umgaukeln. Es wurde ihm ordentlich beklommen zumuthe in all der Pracht. Vor lauter Staunen vergaß er seinen Mund zu schließen.

„Bitte, nimm Platz!" Sie schob ihm ein kleines, weißes Stühlchen zu, in das er sich andachtsvoll setzte, legte ihre Sachen ab und begann, einen kleinen Schrank auszukramen. Es dauerte gar nicht lange, da stand ein richtiger Bahnhof vor ihm mit vielen Schienen und Wagen, mit Gepäckträgern, Schaffnern und Reisenden.

Und nun kam die Ueberraschung.

Er mußte sich umdrehen und durfte nicht sehen, was Hertha machte. Und dann sagte sie: „Jetzt!", und wirklich, da fuhr eine kleine, fauchende, entzückende Lokomotive. Erst schnell, ganz schnell, dann immer langsamer, langsamer, zuletzt stand sie still.

Er kniete davor, um ja recht deutlich zu sehen, und dann nahm er die Lokomotive in die Hand und vergaß vor lauter Schauen alles um sich her.

Da erklang eine wunderschöne Stimme. Es kam jemand mit raschelnden Kleidern den Flur entlang und sang.

„Das ist Mama", sagte Hertha etwas ängstlich, und schon öffnete sich die Thür, und eine wunderschöne Frau im langen, weißen Schleppkleid betrat das Zimmer.

„Ich, ich war hinten auf dem Hof, da wollt' ich ihm meine Sachen zeigen!"

„Hinaus! Sein Vater ist ein Dieb!"

Paule stand auf. Krampfhaft umschlossen seine Hände das Spielzeug. Er trat zurück und stieß ein Tischchen um, das mit lautem Krach niederfiel und den Kopf einer rosigen Wachspuppe zertrümmerte.

Da begann Hertha zu weinen: „Meine Lieblingspuppe, Mama! Geh fort, du garstiger Junge!"

Und die Mama schalt auf Hertha und den Ungeschickten. Und ihm wurde so angst, er begann zu weinen und drängte an der Frau mit dem Seidenkleide vorbei und rannte durch die Zimmer. Aber er verlief sich und kam angstvoll wieder zurück. Er fühlte nur noch, wie ihn die rauhe Hand der Köchin auf die Hintertreppe führte. Dann war er allein. Er drückte den Kopf gegen die Wand und weinte. Es war ihm so weh. „Betteljunge" hatte sie gesagt.

Da öffnete sich oben wieder die Thür, und der rothe Kopf der Köchin sah über das Geländer.

Da ergriff ihn eine wahnsinnige Angst, und er rannte die Treppe hinab und über die beiden Höfe. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen, und hinter ihm her klappten Schuhe, stampften Tritte, und alles verschwamm ihm vor den Augen.

„Mutter! Mutter!" Schluchzend klammerte er sich an die Schürze der Mutter, die eben ihrer Wohnung zuschritt.

Aber da kam auch schon das prustende, rothe Ungeheuer, die Köchin aus der zweiten Etage.

„Willst du gleich mal die Lokomotive rausrücken. Du bist ja ein nettes Früchtchen!"

Ja, er hatte wirklich das Spielzeug noch in der Hand, das sah er jetzt erst.

„Hier, Frau, sehen Sie sich Ihren netten Bengel an, kaum ist er in der Wohnung drin, da stiehlt er!"

„Paul, det hast du wegjenommen?"

„Nee, Mutter, ick hab nich jestohlen!"

„Aber du hast es doch in der Hand."

„Ick. . . wollt. . . sie . . . doch man bloß. . .ansehen!"

„Na, das kennen wir", triumphirt die Köchin, „schöne Ausrede das!"

„Nee, ick. . . hab. . . hab. . . nich . . . jestohlen" Fast versagt ihm die Stimme. Weit schleudert er das Spielzeug von sich.

„Na, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Ihr Mann wird ja wohl für denselben Sport auf Staatskosten verpflegt."

Da kann sich die Frau nicht länger halten.

„Junge, du hast gestohlen!" Einen Augenblick ist es ihr, als sollte sie umsinken. Sie darbt, sie hungert, aber sie ist ehrlich. Ihr Mann, der sitzt im Gefängniß, sie kennt seinen Hang, eine Art Krankheit, so erscheint es, und da dieses Kind, ihr Junge, der hat die Sucht von ihm geerbt, ihr Paule, der auch später im Gefängniß sitzen wird, später, wenn er anderes nimmt als Spielzeug. Und während sich die Köchin entfernt, schlägt sie auf den Jungen los, athemlos, keuchend, halb wahnsinnig vor Schmerz.

Er kann nicht mehr weinen. Er fühlt die Schläge auch gar nicht, er sieht nur seine Mutter an, verständnißlos, dumpf wie ein Thier, das mit stummem Blick den anstarrt, der es im nächsten Augenblick tödten wird.

Die Kräfte der Frau erlahmen.

Sie geht hinein, und Paule hört ihr Schluchzen.

Die Mutter weint. Ja, warum denn? Was hat er denn gethan? Er hat doch nicht gestohlen. Ja, der Vater, der hatte Geld genommen. Ach, sein Kopf ist so schwer.

Jetzt ist die Mutter drinnen still, und um ihn her ist es ganz dunkel geworden; wohl eine Stunde hat er so gesessen.

Und er ist so todestraurig. Seine Mutter, seine liebe Mutter hat ihn geschlagen, und er hat doch nicht gestohlen. Und er fängt an zu weinen, leise, leise, die kleine Brust droht zu zerspringen vor Schmerz. „Gestohlen!" Er fürchtet sich vor dem Wort. Er kann es noch gar nicht recht verstehen, aber er fühlt, es ist etwas Dunkles, Schweres, das ihn zu erdrücken droht.

„Mutter! Mir ist so weh!"

Aber die Frau da drinnen hat das Schicksal hart gemacht, sie meint, das Weinen des Schuldigen zu hören. Und mit ihrer rauhen Hand hat sie sich auf immer den Eingang zu ihres Jungen Seele verschlossen.

Die Könige von Butte.

Bilder von der „Hölle auf Erden". — Wo nichts Grünes wächst. — Drei Montana'er Bergbau-Könige und ihre Eigenthümlichkeiten. — Wie Pat Mullins Bürgermeister ward. — Eine gämbelwüthige Menschheit.

Wie viele Jahrtausende der Hügel gesehen hat, auf und an welchem die berühmte Montana'er Bergbau-Stadt Butte steht, und von dem sie ihren Namen hat, das läßt sich schwer berechnen, wenn es auf Genauigkeit ankommt. Die Stadt selbst aber ist noch kein halbes Jahrhundert alt. Sie hat indeß schon eine denkwürdige Geschichte hinter sich, und historisch sowie geschäftlich ist sie unstreitig eine der bedeutendsten und interessantesten Städte des fernen Nordwestens. Aber eine der schönsten ist sie entschieden nicht; dergleichen kann ihr wohl selbst der größte Lokalpatriot nicht nachsagen, und mancher zartbesaitete Naturschwärmer würde sich vielleicht sogar versucht finden, sie abscheulich zu nennen. Ganz besonders ist für Frühlingsdichter und Kneipkur-Freunde absolut kein Boden hier.

Es ist nicht ohne guten Grund, daß der Volksmund Butte den Beinamen gegeben hat: „Die Hölle auf Erden". Zwar gibt es noch anderwärts Stätten genug, denen Manche aus dem einen oder anderen Grunde diesen schönen Namen gelegentlich beigelegt haben oder beizulegen Lust hätten, sei es inmitten großer Metropolen, sei es in Landschaften, welche äußerlich einen paradiesischen Eindruck machen. Und zum Theil geht es da auch wirklich weit schlimmer zu, als in Butte, selbst während seiner ersten Jugendgeschichte. Der Hauptgrund aber, weßhalb gerade Butte diesen Titel erhalten hat, ist ein sehr einfacher und seine Bewohner haben keine Ursache, sich dessen zu schämen: er gehört zur Naturgeschichte der Städte.

Denn die hier geförderten Erze sondern, während sie ausgeschmort werden, arge S c h w e f e l d ü n s t e aus, die sehr verhängnißvoll für die Kinder Floras sind. Manchmal wird der so entstehende Rauch, welcher ungefähr die Farbe von gewässerter Milch hat, so dick, wie ein Londoner Nebel; er ist aber weit bösartiger, als dieser, da er der Tod von allem Pflanzenwuchs ist! Kein einziges grünes Blättchen wiegt sich jemals in Butte im Winde, wenn es nicht von auswärts kommt, und dann ist es mit seiner Herrlichkeit gar schnell zu Ende. Kein einziger Grashalm kann hier wachsen. Nichts als öde Massen rollenden Sandes und Gesteins, — und die Sensations-Schriftstellerin Mary MacLane, die jetzt schon beinahe wieder vergessen ist, trug mit ihrer Phantasie wohl kaum zu dick auf, als sie davon sprach, daß sie, über diesen Boden schreitend, „das Kommen des Teufels erwartete."

* * *

Aber was zählt Naturschönheit, wo Reichthum so schwer in die Wagschale fällt? Was hat Ceres zu suchen, wo Pluto thront? So hoffnungslos des saftigen Grüns beraubt, ist dieser Platz so fruchtbar an reichen Metallen, daß er eine mächtige Attraktion für Menschenkinder von allen Richtungen der Windrose geworden ist. Hat man doch aus keinem einzelnen Bergbaulager irgend anderswo solche Schätze zu Tage gefördert!

Seitdem vier Metallsucher von Nevada vor etwas mehr als vierzig Jahren an diese Stätte geriethen, ist aus den Bergrücken, an welchem die Stadt Butte lagert, für beinahe fünf Milliarden — oder, wie der Amerikaner sagt, eine halbe Billion — Gold, Silber und Kupfer gegraben worden! Kein Wunder, daß auch ein John D. Rockefeller und Henry H. Rogers es der Mühe werth gefunden haben, ihre Namen mit dieser Mammonsstadt zu verknüpfen. Ihr Hauptsiegel haben ihr freilich längst Andere aufgedrückt, und zwei derselben schwingen noch mächtig das Scepter.

Des Schicksals Wind hat hier eine buntscheckige Menschheit von allen Regionen zusammengeblasen. Wenn man zu irgend einer Stunde des Tages oder der Nacht an einer Straßenecke in Butte steht, so kann man mit Mitmenschen jeder Rasse zusammengerathen. Und doch hat das Leben in dieses bunte Gewürfel einen sehr gleichartigen Charakter gebracht!

Von den rund 13.000 Bergbau-Arbeitern in Butte verdient keiner weniger als $3.50 im Tag. Aber Alle bringen sie das Geld gleich dem verlorenen Sohne durch, nur wohl nicht in so vielseitiger Weise. Denn hauptsächlich vergämbeln sie dasselbe.

Die schönste klassische Glücksspiel-Zeit ist zwar vorbei. In den alten, absolut schrankenlosen Gämbel-Tagen, die übrigens noch gar nicht lange dahin sind, da konnte man Bohr-Arbeiter, welche in Flanell-Hemden herumstolzirten, ganze Haufen Silber und Goldklumpen mit so sorgloser Dreistigkeit verwetten sehen, wie man es nur von irgend welchen der großen Herren in Monte Carlo erzählt. Nur daß nicht leicht einer der Ersteren, wenn er verlor, sich eine Kugel in den Kopf jagte, — wozu auch? Im Schooß der Erde unmittelbar neben ihnen gab es ja noch genug von diesem Zeug, und wenn einmal Einer ganz auf dem Trockenen saß, fehlte es ihm gewöhnlich nicht an Credit für das Nöthigste, wenn nicht in baarem Geld, so doch in Naturalien.

Fremde Besucher erzählen darüber manche bezeichnende Stückchen. Vor wenigen Jahren beobachtete einmal einer derselben folgende Scene, die sich ihm unvergänglich eingeprägt hat:

Zwei Männer schritten in einer Kneipe lässig auf den Cigarren-Glaskasten zu, um sich auf's Neue fühlbar zu vergegenwärtigen, daß alles irdische Wesen Rauch ist. So ganz beiläufig fragte der Eine: „Wollen wir nicht den Würfelbecher schütteln?" — „Bin allemal dabei," antwortete der Andere.

Sie zündeten sich die Glimmstengel an, und der Eine fragte wiederum: „Na, in allem Ernst, wieviel willst Du denn eigentlich für dieses Loch von Bergwerk haben?

„Fünfunddreißigtausend," war die Antwort.

„Ich geb' Dir fünfundzwanzigtausend," sagte der Andere.

„Bah, fünfundzwanzig nehme ich nicht," versetzte sein Freund, „aber wir wollen einfach die Würfel darum schütteln, ob Du mir fünfundzwanzigtausend — oder fünfzig gibst."

„Gut. Was soll Trumpf sein, Pferdchen oder „First Flop?"

„First Flop," klang das Echo aus dem andern Munde zurück.

Es ging los, und jeder von Beiden schüttete die Würfel nur einmal aus dem Becher. Der Verlierer aber schrieb sofort mit einem Bleistift seinen „Check" auf $50,000 aus! Er machte nicht mehr Wesens daraus, als ob er eine Cigarre oder einen Schnaps verspielt hätte.

Und noch heute ist so ziemlich Jedermann in Butte ein toller Glücksspieler, ein „Plunger". Auch als eine wahre Spiel h ö l l e würde Butte Anspruch auf den obengenannten Titel erheben können, wenn es ihn dann nicht mit zu vielen anderen Kümmelblättchenritter-Paradiesen zu theilen hätte, die auch nicht von schlechten Eltern sind!

Unter solchen Verhältnissen gibt man sich natürlich hier nicht viel mit Kleinigkeiten in Geldsachen ab, und Sprichwörter wie: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth," stehen in Butte nicht in hoher Achtung. Davon hat auch der Schreiber Dieses vor mehreren Jahren am ersten Morgen, als er in Butte war, ein kleines Beispiel erlebt.

Er hatte das Bedürfniß nach einer Gesichtsverschönerung, sowie auch, sich auf einen „glänzenden Fuß" verhelfen zu lassen. Beides konnte er bei einem Barbier befriedigen. Vermeinend, sich nobel zu zeigen, gab er dem Rasirmesserschwinger für seine paar Striche einen Quarter und sagte ihm, er solle das Wechselgeld behalten. Ein geringschätziger Blick war die einzige Antwort, statt des erwarteten „Danke schön". Dem kleinen Pickaninny aber, der ihm die Schuhe wichste, gab er ein Zehncents-Stück in die Hand. Der Junge blickte es einen Augenblick an, als könne er es ohne Vergrößerungsglas nicht recht sehen, und sagte dann kalt: „Wohl noch nicht lange hier, Boß, he? Schuhwichsen kostet bei uns zwei Bit (25 Cents), Sah!"

Beschämt, wie ein begossener Pudel, ging ich zum Lokal hinaus.

* *

Ein prächtiges Menschen-Original ist der Bürgermeister von Butte, Patrick Mullins, gewöhnlich aber von den Ortseinwohnern nur mit dem Kosenamen „Pat" benannt. Vor Jahren betrieb er ein Kost- und Logirhaus im damaligen Bergbau-Lager. Einmal machten die Bergwerke für einige Zeit zu, und verschiedenen Kostgängern des braven Pat ging das Geld aus. Eines Morgens, gerade zur Frühstücks-Zeit, erhob sich dieser im Speisezimmer mit bedeutungsvoller Miene und hielt in seinem breiten irländischen Dialekt eine Pauke, die mit so großem Beifall aufgenommen wurde, wie ihn nur jemals eine Rede gefunden hat. Sie war ebenso kurz, wie gehaltvoll, und sie möge daher nach der Erzählung eines Ohrenzeugen vollinhaltlich, nur in das geliebte Deutsch übertragen, hiermit folgen:

„Jungens! Man hat die Minen zugemacht, und ich weiß, Manche von Euch haben keinen Teig mehr. Aber, by Jingo, Ihr habt zu Pat gehalten, als Ihr die christlichen Linsen hattet, und jetzt hält Pat zu Euch! Wißt, ich habe noch zwei Bahnwagenladungen Kartoffeln und eine Bahnwagenladung Schinken im Keller, und so lange noch eine Kartoffelschale und ein Stück Fleisch da ist, könnt Ihr mit mir essen. Bezahlen mögt Ihr, wenn Ihr wieder einmal von dem Stoff habt, — und wenn nicht, ist's auch gut."

Wahrhaftig, das hat man ihm nicht vergessen.

Und lange darnach, als Wahlen waren, und die Partei, zu welcher Pat's Freunde gehörten, befürchtete, sie könnte dieselben verlieren, wurde Pat als Bürgermeisteramts-Candidat aufgestellt, — und siehe da! er siegte ohne ernstlichen Widerstand.

Man erzählt sich noch heute schmunzelnd von der Rede, mit welcher, als Präsident Roosevelt nach Butte kam, Bürgermeister Mullins den „Hiro von Santjägo" den Bankett-Gästen vorstellte. Diese Pauke würde in deutscher Form zuviel von ihrer Eigenart einbüßen; es sei nur noch bemerkt, daß sie ein verbessertes Seitenstück der obigen war und dem Landesvater im Frack wahrscheinlich mehr Spaß machte, als manche andere, die er auf seiner Tour gehört!

* *

Zu einem großen Theil ist die Geschichte der Stadt die Geschichte der drei großen Bergbau-Magnaten, welche hier ihre Millionen errafft und erlistet haben: Marcus Daly, Bundessenator W. A. Clark und August Heinze, der schneidige Widerpart Rockefeller's oder seiner Vertreter. Das sind die eigentlichen drei Könige von Butte.

Viele halten den Einen, welcher das Zeitliche gesegnet hat, für den Bedeutendsten; doch es bleibt abzuwarten, was man von den beiden Anderen, die wohl noch manches Jährlein vor sich haben, am Schluß ihrer metallischen Laufbahn sagen wird.

M a r c u s D a l y, ein Sohn der grünen Insel, wanderte als fünfzehnjähriger Junge nach Amerika aus. Er hatte starke Arme und arbeitete erst in östlichen Hafenstädten als Dockgehilfe. Doch sein unruhiger Geist trieb ihn bald nach dem großen Westen, und er kam nach Californien, wo er sich auf Goldwäscherei verlegte, erst im Dienste Anderer. Haggin und Tevis, zwei hervorragende Bergbau-Unternehmer am Goldenen Thor, sandten ihn nach Utah. Hier traf er mit den Gebrüdern Walker zusammen, und dies wurde für seine ganze Zukunft entscheidend. Denn von ihnen wurde er im Jahre 1876 nach Butte als Sachverständiger geschickt, um die alte Alice-Mine zu inspiziren.

Mit weiter nichts, als einer Decke, die er auf dem Rücken trug, kam Daly nach Butte, — er starb als mindestens fünfzehnfacher Millionär, obwohl er alles Andere eher, als sparsam gewesen war!

Zunächst erwarb er einen Antheil an der Alice-Mine und verkaufte ihn wieder. Dann wurde er Theilhaber von Haggin & Tevis, den obengenannten Californiern, und kaufte die A n a c o n d a-Mine. Aber es kostete erst einen Kampf, bis die Letzteren völlig für dieses Unternehmen gewonnen waren! Sie schickten ihrerseits einen Sachverständigen an Ort und Stelle, und der sagte, die Mine sei werthlos, und kehrte enttäuscht nach San Francisco zurück, um in diesem Sinne zu berichten. Daly hatte kein Geld mehr; aber er und einige Leute, die an sein Glück glaubten, setzten das Graben fort. Da fanden sie Erz von ungeahnt großer Ergiebigkeit. Das war ganz kurz nach der Abreise des „Sachverständigen".

Daly pumpte Geld und kaufte ein gutes Pferd. Er sandte einen Boten mit Proben des neu gefundenen Erzes nach 'Frisco. „Reite den Gaul, bis er umfällt," sagte er zu ihm, „und nimm dann einen anderen! Komm nur unter allen Umständen früher, als der verd——te Experte nach Californien." Und Daly's Bote war wirklich zuerst am Ziel. Haggin & Tevis rückten mit einer tüchtigen Geldsumme heraus. So wurde, wie man erzählt, die Anaconda-Mine in Betrieb gesetzt, welche die „Daly Co." im Jahre 1899 an die „Amalgamated Copper Co." (an der Rockefeller und Rogers in hohem Maße interessirt sind) für 33 Millionen Dollars verkaufte!

Dem Dichterwort entsprechend: „Hat man viel, so wird man bald noch viel mehr dazu bekommen," verdiente Daly fortan seinen Mammon leicht, er gab ihn aber ebenso leicht aus, und darin haben ihn bis jetzt keine der anderen Könige von Butte erreicht!

Er wollte zu Anaconda, wo er sein Hüttenwerk anlegte, ein Hotel haben; flugs baute er ein recht schönes und verlor $50,000 das Jahr daran. Er wollte eine gute Zeitung haben, gründete den „Standard" und verpulverte in den ersten vier Jahren $300,000 daran! Um schöne Zuchtpferde zu haben, verwandte er an seine Bitter-Root-Viehfarm eine Million Dollars im Jahr! Diese „Ranch" ist aber auch die schönste ihrer Art in der Welt. Sehr nobel war er auch im Wegschenken von Pferden; sobald irgend einer seiner Freunde eine Vorliebe für eines der Pferde zeigte, pflegte Daly zu sagen: „Nimm es doch, es ist Dein". Solche Beispiele seiner Noblesse könnten leicht noch vermehrt werden, und es ist fraglich, ob das Hinscheiden irgend eines seiner Collegen so viel bedauert werden wird, wie das seinige es wurde.

Der vielgenannte Nebenbuhler und gleichzeitig Parteigenosse Daly's, der Bundessenator W. A. C l a r k, der ebenfalls mit nichts anfing und, wenn nicht Daly gewesen wäre, heute vielleicht ganz Montana controlliren würde, ist verhältnißmäßig knickerig. Einige seiner alten Mitarbeiter, die aber keine Bergbau-Könige geworden sind, bringen dies damit in Verbindung, daß er in Pennsylvanien geboren wurde und in Missouri Schullehrer war, was sie als eine sehr spießbürgerliche Vergangenheit ansehen. Clark kam 1863 aus Colorado nach Montana und erwarb seinen ersten Reichthum mit dem billigen Ankaufen und sehr theuren Verkaufen von Lebensmitteln an Bergbauer. Als z. B. das Mehl rar wurde, ließ er sich für das Pfund anderthalb Dollars bezahlen. Weiterhin eröffnete er einen allgemeinen Handelsladen und eine Bank und warf sich auf Kupfer-Unternehmungen in großem Maße. Zur Vervollständigung seiner bergbaulichen Kenntnisse studirte er nachträglich an der Columbia-Universität Metallurgie, sodaß er sein eigener Metallprüfer und Minen-Untersucher sein konnte. Keine, absolut keine Gelegenheit ließ sich Clark entgehen!

Er besitzt nicht blos zu Butte Minen, sondern auch noch viele anderwärts, und von der „United Verde" in Arizona, bekannt als die reichste aller Kupferminen, ist er der alleinige Eigenthümer. Auch hat er Zuckerrüben-Farmen in Californien, Kaffee-Plantagen in Mexico, Viehweiden, Holzfäller-Lager u. s. w., und ganz vor Kurzem hat er eine Eisenbahn von San Francisco nach Los Angeles erworben. Bei alledem hat er noch Zeit genug gefunden, Deutsch und Französisch zu studiren.

Seine politische Fehde mit Daly, welche Beiden Millionen von Dollars gekostet hat, ist noch in frischem Gedächtniß. Sie war eine der größten und bittersten, welche jemals dagewesen sind, obwohl die Beiden Schwäger waren, und endete erst mit Daly's Tode. Ihren ersten Ursprung soll sie in einem Pferderennen genommen haben, wobei das Daly'sche Pferd das Clark'sche schlug; alsbald erstreckte sie sich auf alle möglichen Gebiete! Vielleicht das bemerkenswertheste Kapitel darin war der Streit um die Staatshauptstadt von Montana. Daly wollte die Staatsregierung von Helena nach Anaconda verlegt haben, und lediglich deshalb war Clark leidenschaftlich für Helena. Ueber 2 Millionen Dollars kostete Clark und Daly diese Campagne; da es rund 50,000 Stimmgeber in Montana gab, so mußte also für jeden derselben durchschnittlich über $40 ausgegeben werden. Concerttruppen zogen durch den Staat, und Wein und Champagner flossen in Strömen. Helena siegte.

Und als Clark 1898 es sich in den Kopf setzte, Bundessenator zu werden, flatterten die $10,000-Scheine — wie einer der Herren Staatsgesetzgeber sich ausdrückte — „wie grüne Fledermäuse im Hotel Helena umher". Als Clark eine Mehrheit der Stimmen erhalten hatte, focht Daly die Wahl an. Clark resignirte und erhielt am selben Tag die geheimnißvolle Ernennung. Schließlich wurde er ohne Widerstand in den Senat gewählt, — aber erst, nachdem sein alter Widerpart das Zeitliche gesegnet hatte.

Noch ein bezeichnendes Anekdötchen von Clark: Er gab eines Tages dem Barbier, der ihn rasirt hatte, einen Quarter in die Hand. „Ihr Sohn giebt mir allemal einen Dollar," sagte der Barbier. „Der kann sich's leisten," versetzte der Senator, „er hat einen reichen Vater."

Der aufgeweckte junge Deutschamerikaner A u g u s t H e i n z e hat vielleicht seinen größten Ruhm noch vor sich. Bis jetzt besteht sein hervorstechendster Charakterzug darin, daß das Gämbel-Element von Butte in ihm stärker vertreten ist, als in jedem anderen der Genannten; er ist der Glücksspielerwüthigste von Allen, welche je in diese „irdische Hölle" gekommen sind, und macht sogar die Frage, wie er jeweils gämbeln soll, mit Vorliebe wiederum zum Gegenstand eines besonderen Glücksspiels! Erst zwanzig Jahre war er alt, als er 1889 nach Butte kam. Ursprünglich war er Ingenieur der Boston & Montana-Mine. Die östliche Gesellschaft, welche diese Mine controllirte (Gebrüder Lewisohn) sah sich bewogen, Heinze, der ihr über den Kopf wuchs, den Laufpaß zu geben. Sofort gründete er eine besondere Gesellschaft zum Ausschmelzen von Erzen für unabhängige Bergwerke, und damit begann seine Triumph-Laufbahn. Berühmt machte er sich besonders dadurch, daß er Anspruchsstücke inmitten von großen, im Betriebe befindlichen Minen absteckte und dann mit Benützung eines Montana'er Staatsgesetzes, welches demjenigen, der den Scheitelpunkt einer Mine besitzt, Anspruch auf das ganze Erz giebt, das von hier aus irgendwohin sich auszweigt, stracks Prozesse gegen die Besitzer des übrigen betreffenden Eigenthums anhängig machte und gewann! Damit begann aber auch der große Kampf zwischen Heinze und Rockefeller. Wer weiß, wie derselbe enden mag? Der Petroleumkaiser ist groß wie Rußland, — aber Heinze ist ein so unermüdlicher Draufgänger wie Japan!

Eine Lenbach-Erinnerung.

Von den Gesprächen Lenbach's mit der Schwiegermutter des Reichskanzlers v. Bülow hat Adolf Wilbrandt in seinen Lenbach-Erinnerungen eine nette Schilderung entworfen: Das Italienische, wenngleich der Künstler so lange in Italien lebte, blieb ihm lange fremd. Noch 1874, als wir, meine Frau und ich, in Tegernsee mit der Gräfin Maria Dönhof — jetzt Gräfin Bülow — und ihrer Mutter, der Donna Laura Minghetti, viel zusammen waren, Lenbach zuweilen von München zu Besuche herauskam, war seine Unterhaltung mit der Minghetti, die nicht Deutsch konnte, auf wenige Worte beschränkt. In ihrer heiter dramatischen Lebendigkeit schilderte sie uns, wie sie an schönen Abenden am Ufer des Tegernsees gestanden und sich gemeinsam an den Reizen der Landschaft berauscht hätten: „Molto bello", warf Lenbach hin, oder „Molto interessante!" Sie aber gab die beiden Worte dazu, die er sie gelehrt hatte: „Malerisch" und „stimmungsvoll". Doch nahm er damals einen großen Anlauf, sich des Welschen zu bemächtigen; er brachte ein Buch aus München mit, das halb Grammatik, halb Lesebuch war, und in einsamen halben Stunden, irgendwo hingelagert, studirte er darin. Indessen erzählte die Gräfin einmal, sie habe ihn überrascht, wie er nur die längeren Geschichten am Ende des Buches, und zwar nur die in deutscher Sprache gelesen habe, „um zu sehen, ob sie sich kriegen." Später haben sie sich wohl wirklich gekriegt, nämlich die italienische Sprache und er; es gelang ihm, sich in lapidaren Sätzen kühn und groß zu unterhalten. Von den anderen Sprachen blieb er frei.

— I n d e r h ö h e r e n T ö c h t e r s c h u l e. Lehrerin: Selma, was ist Emanzipation? — Schülerin: Wenn wir keinen Mann bekommen.

Im Moos.

Von Ernst Weber.

Im Schatten karger Föhren
Schnall' ich mein Bündel los;
Kein Menschenlaut zu hören
Im flimmerwarmen Moos.

Scharf blinzelt aus der Lache
Des Frosches grüner Kopf;
Dort drüben in der Brache
Füllt sich ein Rab' den Kropf.

Wie prunkt des Stieglitz' Weibchen
Im bunten Hochzeitsstaat!
Und gurrend lockt ein Täubchen
Zum Furchenfeld der Saat.

Viel zarte Knöchlein bleichen
Im braunen Heidegras;
Doch zwischen all den Leichen
Des Lebens toller Spaß.

Hoch droben über alles
Als Schicksal kreist der Weih.
Jetzt stürzt er jähen Falles —
Ein Stimmlein riß entzwei.

Doch weiter klingt und finget
Das alte Heidelied,
Und weiter bebt und ringet
Das sonnenheiße Ried. —

Ich glaubte, still zu rasten
Im friedlichsten Revier,
Und fand das wilde Hasten
Der großen Welt auch hier.

Liebeshandel in Tibet.

Wenn ein tibetanischer Krieger ein Weib zu nehmen wünscht, dann lauert er, so erzählt eine englische Revue, dem Vater des Mädchens auf, das es ihm angethan, und bringt seinen Heirathsantrag vor. Der Vater unterzieht die Sache einer sorgfältigen und ernsthaften Erwägung, denn eine abschlägige Antwort hieße eine lange und blutige Fehde heraufbeschwören; er wendet sich an die Priester und macht sie mit der Natur des Antrages bekannt; zugleich steckt er ihnen eine beträchtliche Geldsumme zu, damit sie die Götter befragen möchten, wie die sich wohl zu der Heirath stellten. Der sehnende Jüngling, wenn er die rechten Mittel und Wege weiß, um sein Glück zu erobern, hat sich unterdessen auch durch eine größere Geldzuwendung der Gunst der Lamas versichert, die zur Sicherheit das Geld von beiden einstecken, damit die Antwort der Götter recht günstig ausfällt. Einen Monat lang muß nun der erwählte Bewerber die Familie seiner Zukünftigen mit leckeren Speisen und allerlei Gutem versorgen und dabei gegen etwaige Rivalen auf der Hut sein. Am Ende dieses Monats wird der Verehrer von dem Vater des Mädchens zu einem großen Fest eingeladen und dann wird der Bund der zarten Herzen besiegelt, die Verlobung geschlossen, indem alle sich ein wenig am Arm ritzen und das aus der Wunde fließende Blut sich vermengen lassen. Nachdem so die Blutsbrüderschaft geschlossen ist, wird das Mädchen vorgeführt, mit Fett eingeschmiert und mit allerlei bunten Farben bemalt, mit ihrem ganzen Schmuck angethan und mit einem Seil, das als Zeichen ihrer demüthigen Dienstbarkeit um ihren Hals geknüpft ist. Dann hebt ein ganz gemeines Schachern und Feilschen an. Der Vater verbreitet sich über die Vorzüge und guten Eigenschaften in dem Tone und der Art eines Viehhändlers und sucht den Bräutigam recht kräftig im Preise zu schrauben und so wird Tage, ja wochenlang hin- und hergehandelt und gefeilscht. Das Mädchen wird dabei freilich nach ihren individuellen Ansichten und Wünschen nicht gefragt.

Das Durstsignal.

Ein Brüsseler Correspondent schreibt: Es war in einem Abtheil dritter Klasse und in einem Zuge, der die belgische Provinz Luxemburg durcheilte. Zwei Herren saßen darin nebst einem naiven Ackerbürger. Es war sehr heiß. „Ich möchte mir ein Glas Bier bestellen," stöhnte der eine der Reisenden. „Ach, ich auch," echote der andere. „Wollen wir klingeln?" „Aber sicher." Der erste Verdurstende erhebt sich und scheint mit allen Kräften an einem Hebel an der Decke zu ziehen, aber dieser rührt sich nicht. Jetzt kommt der andere ihm zu Hilfe. Auch ihn hat die Hitze hinfällig gemacht. Der freundliche Bauersmann schmunzelt, und im schönsten wallonischen Dialekt preist er die Stärke seiner Muskeln. Ein Ruck seines rechten Armes und der Hebel gehorcht. Gleich wird das Bier kommen, denn schon hält der Zug. Die Abtheilthür wird aufgerissen und ein Beamter des Zugpersonals erscheint mit schreckensbleicher Miene. „Wer hat das gethan?" „Ich!" sagt stolz der Landmann und entblößt seinen muskulösen Arm. „Habt Ihr auch so etwas? Die Herren verdursten ja hier." Der Arme weiß heute noch nicht, warum man ihn wie einen Verbrecher angeschrieen und ihm eine empfindliche Geldbuße für das Durstsignal aufgebrummt hat.

— H e r z e n s w ü n s c h e b e i m M i t a g e s s e n. Die Hausfrau: Mein liebes gutes Männchen, wenn Du von der Reise kommen wirst, bringe mir doch recht was Schönes mit! Köchin (die eben den Kalbsbraten auf den Tisch setzt): Herr Rath, mir aberscht och; mir — enen neien Schrubber. Sehen Se 'mal, Herr Rath, wie ich Sonnabend de Treppe wischte, sagte der Portier: „Sie, Juste, der Herr Rath und Dein Schrubber haben Aehnlichkeit, alle Beede haben keen enziges Haar nich."

— U n t e r C o l l e g e n. „Unser neuer Tenorist scheint ein sehr angenehmer College zu sein. Ich habe ihn noch nicht ein einziges Mal schlecht über die andern sprechen hören!" „Natürlich — weil er eben immer nur von sich spricht."